Nr. 456. 38. Jahrgang

Abend-Ausgabe.

Mittwoch, 8. September 1909

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Die Reichstagsnachwahl in Stollberg-Schneeberg.

Der „Vorw." hat wieder einmal Gelegenheit, von einem „glänzenden Siege" zu sprechen. In Stollberg-Schneeberg ist, wie schon im heutigen Morgenblatt kurz gemeldet wurde, der sozialdemokratische Kandidat Schöpflin mit 21,178 Stimmen gegen den bürgerlichen Kandidaten Vorwerk, der nur 9368 Stimmen erhielt, gewählt worden. Der 19. sächsische Wahlkreis ist seit dem Jahre 1890 im ununterbrochenen Besitz der sozialdemokratischen Partei gewesen. Insofern bedeutet der Ausgang der jetzigen Nachwahl keine Ueberraschung. Aber wenn man überhaupt aus dem Auf- und Absteigen der Wählerstimmen Schlüsse ziehen darf, dann ist die Stollberger Wahl ein Symptom der Volksstimmung von ungewöhnlicher Bedeutung. Denn sie zeigt nur zu deutlich, daß infolge der politischen Entwickelung des letzten Winters und zwar besonders der neuen indirekten Steuern sich die Wählermassen zu radikalisieren begannen. Das ging schon aus der Nachwahl in Neustadt-Landau hervor, und die Stollberger Wahl bestätigt die Probe auf das Exempel.

Im Jahre 1903, das unter der Nachwirkung des neuen Zolltarifs stand, stieg in dem 19. sächsischen Wahlkreise die Zahl der sozialdemokratischen Wähler von 13,730 auf 20,096, also um mehr als 6000 Stimmen. Die Januarwahlen brachten einen Rückschlag auf 19,000 Stimmen. Jetzt haben die sozialdemokratischen Wähler die Zahl von 21,178 Stimmen erreicht, sie sind also noch um mehr als 1000 Stimmen über die Zahl von 1903 hinaus gewachsen. Die bürgerlichen Parteien wieder waren von 1903 mit 9246 Stimmen auf 14,606 im Jahre 1907 gewachsen. Diesmal sind sie mit 9368 Stimmen fast bis auf den Stand von 1903 zurückgeworfen worden. Der ganze Gewinn von 5000 Stimmen des Jahres 1907 ist also wieder verloren gegangen; ja wenn man den Bevölkerungszuwachs in den letzten sechs Jahren berücksichtigt, dann haben sie auch absolut verloren.

Die Sozialdemokratie hat 2000 Stimmen gewonnen, die bürgerlichen Parteien haben 5000 Stimmen verloren; das ist das Ergebnis der Stollberger Nachwahl. Diese Differenz von 7000 Stimmen zugunsten der Sozialdemokratie beweist zunächst, daß der 19. sächsische Wahlkreis so gut wie rettungslos der Sozialdemokratie ausgeliefert ist. Er beweist aber weiter, daß ein großer Teil derjenigen Wähler, die bisher im antisozialistischen Sinne ihre Stimme abgaben, jetzt ihren Uebergang in das sozialdemokratische Lager vollzogen oder sich doch der Abstimmung enthalten haben. Man mag immer in Betracht ziehen, daß bei Nachwahlen die Wahlbeteiligung schwächer als bei allgemeinen Wahlen ist, aber der Charakter der Stollberger Wahl wird deshalb nicht verändert. Es bleibt unter allen Umständen dabei, daß die Sozialdemokratie seit den letzten Wahlen ganz erhebliche Fortschritte gemacht hat. Fürst Bülow hat etwas ähnliches gefürchtet, als er seinen Rücktritt einem Appell an das Volk vorzog; aber sein Nachfolger wird dieser Tatsache ins Auge sehen müssen, wenn er keine unangenehmen Ueberraschungen erleben will.

Noch mehr aber werden die liberalen Parteien mit dieser Volksstimmung rechnen müssen. Die Nationalliberalen haben wie in Neustadt so auch in Stollberg den Beruf in sich gefühlt, das Bürgertum zu repräsentieren. Sie haben dafür in beiden Fällen die Schläge aus erster Hand bekommen. Und doch wäre es unberechtigt, ihnen die eigentliche Schuld an solchen Mißerfolgen zuschieben zu wollen. Haben sie doch schließlich gegen die neuen Steuern gestimmt. Wenn auch die Wähler auf den nationalliberalen Sack geschlagen haben, so haben sie doch den reaktionären Esel gemeint. Nur weil die Nationalliberalen töricht genug waren, die Kastanien für die Reaktion aus dem Feuer holen zu wollen, haben sie sich die Finger verbrannt.

Um so mehr aber hat das freisinnige Bürgertum alle Veranlassung, von den reaktionären Parteien so weit als irgend möglich abzurücken, wenn es von den Wählern mit Agrariern und Volksfeinden nicht in denselben Topf geworfen werden soll. Der schwarze Block hat ja mit aller Deutlichkeit den Draht nach links zerschnitten. Trotzdem schwanken manche Freisinnige wie das linken Heubündel zuwenden sollen. Man muß auch zugeben, daß die sozialdemokratische Kost gerade unter der Herrschaft der sozialistischen Radikalen nichts weniger als schmackhaft ist. Wir fürchten, daß der sozialdemokratische Parteitag in Leipzig dafür Belege in Hülle und Fülle bringen wird. Aber es kommt auch gar nicht darauf an, daß nun das fortgeschrittene Bürgertum der Sozialdemokratie um den Hals fällt. Was die Stunde fordert, das ist einzig und allein, da eine Liebe der anderen wert ist, daß der Freisinn jede Brücke nach rechts abbricht und für sein taktisches Verhalten die unmißverständliche Parole ausgibt: Gegen die Reaktion!

Man geht wohl in der Annahme nicht fehl, daß die freisinnigen Einigungsversuche zu scheitern drohen, weil bisher über die gemeinsame Front keine Verständigung erzielt werden konnte. Solche Einzelvorgänge, wie die Nachwahlen in Neustadt und Stollberg, lassen zur Genüge erkennen, daß von der rechten Seite für den Liberalismus gar nichts zu erwarten ist. Die Reaktionäre sind dank ihrer eminent ungeschickten und volksfeindlichen Politik zu armen Teufeln geworden, die nichts mehr zu bieten haben. Der Freisinn hat allen Grund, so schnell als möglich seinen Kahn von diesem sinkenden Schiff zu lösen, um nicht mit ihm in die Tiefe gezogen zu werden.

Die Abreise des Exschahs.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

X Petersburg, 8. September.

Der Exschah Ali Mohammed verläßt am Freitag unter starker militärischer Bedeckung Teheran, um nach Rußland ins Exil zu reisen. Die neue Regierung hat erst gestern das letzte Protokoll in Gegenwart des russischen und des englischen Gesandten unterschrieben. Danach übernimmt die persische Regierung alle Schulden des Exschahs, vor allem die von ihm bei der Russischen Bank gemachte Anleihe in Höhe von sechs Millionen Mark. Dafür tritt der Schah seinen Grundbesitz in Nordpersien an den Staat ab und verpflichtet sich, der Regierung alle Dokumente über seine Schuldverpflichtungen und über die verpfändeten Wertsachen auszuliefern. Die Regierung ihrerseits verpflichtet sich, dem ehemaligen Schah statt der ursprünglich ausgeworfenen 75,000 Toman jährlich 100,000 Toman zu zahlen. Nach dem Tode des Schahs erhalten seine Söhne 25,000 Toman. Sollte der Schah im Exil gegen die jetzige Regierung intrigieren, so werden alle Zahlungen der Regierung eingestellt. Zwei Großmächte übernehmen Persien gegenüber die Garantie dafür, daß sich der Schah mit seinen Intrigen beschäftigen wird. Der Schah verpflichtet sich, 48 Stunden nach der Unterzeichnung des Protokolls Persien zu verlassen. Sollte der Schah heimlich irgendwelche Kostbarkeiten zurückbehalten, um sie im Auslande zu verkaufen, so wird die Regierung ihren Wert von den jährlichen Zahlungen in Abzug bringen. Alle Personen, die sich unter dem Schutz der russischen Gesandtschaft befinden, werden Persien gleichzeitig mit dem Schah verlassen; die russische Gesandtschaft verpflichtet sich aber, diesen Personen im Falle ihrer Rückkehr keine Zuflucht mehr zu gewähren, so daß dann die persische Regierung diesen Personen gegenüber Gewalt über Leben und Tod erhält.

Die Krise in Abessinien.

Das äthiopische Kaiserreich ist, wie berichtet, seit einigen Monaten der Schauplatz offener und verborgener politischer und dynastischer Ränke, deren Triebfedern die Nachrichten, die von Zeit zu Zeit nach Europa dringen, nicht klar erkennen lassen. Der Kampf konzentriert sich indes anscheinend an zwei verschiedenen Punkten, dem Streit zwischen den europäischen Interessengruppen um die äthiopische Bahn und dem Bemühen der Kaiserin Taitu, die Regierungsgewalt den Händen ihres erkrankten Gemahls Menelik zu entreißen und entweder einem ihr genehmen Thronfolger oder sich selbst die Nachfolge zu sichern. Zwischen den beiden Strömungen aber besteht noch ein gewisser Zusammenhang, da nach allgemeiner Anschauung Menelik den Deutschen, die Kaiserin den Engländern größere Sympathie zuwenden soll, während die Franzosen anscheinend von beiden bekämpft werden. Diese kritischen Zustände scheinen jetzt einem Wendepunkt nahe zu sein, wie aus folgendem telegraphischen Bericht unseres Spezialberichterstatters hervorgeht:

Adis Abeba, 8. September. (Privat-Telegramm.)

Die seinerzeit dem französischen Syndikat erteilte, nach dem Baubeginn wegen Einmischung des Pariser Kabinetts beanstandete Konzession für den Weiterbau der Bahnlinie von Diredaua nach der Hauptstadt ist nunmehr, anscheinend auf englisches Betreiben, definitiv zurückgezogen und der Weiterbau bis zum Sawaschflluß einheimischen Unternehmern zugesprochen. Die in Betrieb befindliche Strecke verbleibt den Franzosen. Am Hof scheint sich bereits ein Umschwung vorzubereiten. Der Einfluß der Kaiserin sinkt infolge der Besserung im Gesundheitszustande Meneliks. Die zuletzt kaltgestellten Deutschen sehen ihrer Wiederberufung entgegen. Interessante Ereignisse dürften nächstens bevorstehen.

Eduard Mygind.

Diese Nachricht spiegelt die ganze Verworrenheit der dortigen Verhältnisse wider. Die Konzession zum Bahnbau war im vorigen Jahre von Menelik der neuen französischen Gesellschaft, die an die Stelle der alten verkrachten mit Unterstützung des französischen Staates getreten war, zugesagt oder, wie man in Paris noch heute behauptet, erteilt worden. Sie lautete auf den Namen des Dr. Vitalien, des aus der englischen Kolonie Mauritius stammenden englischen Arztes des Negus. Kammer und Senat in Paris haben im Jahre 1908 auch ein Gesetz votiert, welches die Staatsgarantie für die „französische" Linie Diredaua—Adis Abeda regelte. Wiederholt wurde aber danach gemeldet, daß Menelik diese Konzession, da ihre Bedingungen nicht erfüllt worden seien, für verfallen erklärt habe. Das bestätigt sich nun endgültig, und damit kann der Streit um die Bahn und damit der französisch-englisch-italienische Wettstreit um den vorherrschenden Einfluß (trotz des Dreimächteabkommens) aufs neue beginnen. Wenn tatsächlich Menelik

Die Spionin Shutschenko.

Von [Nachdruck verboten.]

Paul Barchan.

Es ist die Madame Steinheil ins Russische übersetzt. (Auch die aus Paris kommende Orthographie Joutchenko muß in Shutschenko abgeändert werden, den Ton auf der vorletzten Silbe). Es ist jener für den Beobachter köstliche weibliche Verbrecher in slawische Verhältnisse, slawische Konflikte versetzt, von der zwiespältigen, durch Abgründe getrennten und überbrückten russischen Psyche regiert. Verblauftrumpft, vernihilisiert.

Eine dürre, hagere, achtunddreißigjährige Person mit knappem, dunkel aschblonden Haar, mit seinen, doch unbedeutenden Gesichtszügen, einem kleinen, verkniffenen Mund, doch einer imposanten, gewölbten, männlichen Stirn. Durch langjährige Ausübung ihres geheimen Doppelspiels etwas scheu, fast scheuchend, wird sie dank ihrer langjährigen theoretischen und praktischen „revolutionären" Arbeit beredt, pathetisch, spricht von Programmen, Realpolitik, Staatsraison, Idealen usw. usw., doch sie verrät immer wieder die Pedanterie, den Haß gegen die Unbotmäßigkeit, die Erbitterung gegen die Gegner der Ordnung, die Unterwürfigkeit, slavischen Sinn gegenüber den Machthabern, den Vorgesetzten, Eigenschaften, die den russischen Tschinowik charakterisieren und die sie von ihrer Familie, einer Bureaukratenfamilie, geerbt hat (man denke an Gogols Beamtenphysiognomien). Alles jedoch durch die weibische Natur gesteigert, verbohrt, verzerrt. Das servile Wesen des russischen vegitierenden, vertierten Kleinbeamten mit der hündischen, nach außen tückischen Ergebenheit des Haushaltens Weibchens gepaart. Wer wüßte nicht, daß entsetzliche Verbrecher in irgendeiner Familienangelegenheit sich als gute Menschen zeigen, wer weiß nicht, wie Grausamkeit, Tücke, Freude an der Intrige und gleichzeitig sklavischer Gehorsam im animalischen Hirn eines Weibes beisammen nisten. Das alles spukte im Geist dieses Weibes, darauf legte sie sich fest, mit echt weiblichem Instinkt, das zog sie groß. Die Worte (die „Ueberzeugungen") ihrer Auftraggeber, ihrer Vorgesetzten, das heißt derjenigen, an die sie glaubte, unter deren Einfluß sie stand, ihrer geistigen Ehemänner, wiederholt sie als ihre eigene Meinung, als ihren eigenen heiligen Glauben.

Doch während ihr inneres Weib, ihre „Ueberzeugungen", ihre Psyche sich denen akkommodiert, deren Knecht sie war, die sie geistig und moralisch befruchteten, paßte sich ihr äußeres Weib, nicht nur ihre Kleidung, ihre fanatisch doktrinäre goldene Brille, ihre weltabgewandte Haartracht, ihr Wortschatz, ihr durch Parteischlagworte und ewige Diskussionen gefärbte und disziplinierte Rede denen an, mit denen sie jahrelang arbeitete, mit denen sie zusammen lebte und deren einen sie schließlich heiratete. Ihr ganzes „Nihilistinnen"gesichtchen, das bald gutmütig, zutunlich, leichtgläubig, bald in parteilicher Erbitterung sich fanatisch zusammenkneift, bildete sich durch jahrelange Anpassung nach dem Durchschnittstypus ihrer „Genossen".

Ihre Ehe ist eigentlich das Unverständlichste an ihr: daß sie von dem politischen Glauben ihres Mannes, eines anständigen, revolutionär gesinnten Arztes, dessen reiner Name eine traurige Berühmtheit erleidet, dieses Mannes, den sie doch wohl liebte, so ganz unbeeinflußt blieb. Das erklärt sich vielleicht nur dadurch, daß der Eindruck, der Zauber der hohen Herren, der Subalow, der Semjakin, der Reinbott, denen vorgestellt zu werden die ehrgeizige Kleinbeamtentochter Sinaida die Ehre hatte, doch stärker, nachhaltiger, sieghafter war. Das geht so weit, daß sie über den Halunken, den diplomierten Erdieb Reinbott nur in Worten höchster Achtung spricht, mit den Allüren einer Henne, die ihren Hahn verteidigt. Sie nimmt alles kritiklos, hat nichts von dem Augurenlächeln, mit dem all die Beamten Rußlands von Klein bis Groß, all die Hüter der „herrschenden Ordnung", ihres Amtes walten, jenem Nichtglauben an die „gerechte" Sache, die in den fatalen Zynismus ausarten mußte, mit dem sie das von ihnen regierte Rußland unbekümmerten Herzens schinden. An Reinbotts Spitzbübereien glaube sie nicht, das hätten Feinde ausgedacht (begleiche Senatsrevision Garin!) und zweitens — seien es Reinbotts Privatsachen, sagt sie dreist mit echt weiblicher Logik.

Hätte ihr wirklich nur das am Herzen gelegen, was sie das Wohl ihres Vaterlandes nennt, das heißt der Sieg des Absolutismus, die Erhaltung dessen, was sie den althergebrachten, echt russischen Geist nennt (ist sie doch eine geborene von Gerngroß!) und wäre sie wirklich vom Drang nach Betätigung, ihrem Vaterlande zu dienen, beseelt gewesen, so hätte sie doch, da sie nun einmal als Weib nicht auf dem Posten eines Gendarmerieoffiziers den offenen Kampf gegen die Revolution aufnehmen konnte, immerhin für ihr Ideal „ehrlicher" eintreten können. Sie hätte zur Partei des verdammt gescheiten Gendarmerieobersten Subatow übergehen können, der einen Regierungssozialismus schuf, indem er angeblich für die Arbeiter gegen die politische Revolution eine ökonomische Evolutionsbewegung organisierte. Doch gerade die Intrige war es, die dieses Weib aufpeitschte, das Spiel, das ihr jahrelang die moralische Stütze war, der Hazard, der sie mit Ausdauer und Zähigkeit waffnete, das Sich-Dämon-Fühlen, der Hedda Gabler-Drang, das Schicksal zu spielen, der dieses Weib berauschte.

Sie rüstet ein bedauernswertes, weltentrücktes, verzücktes Mädchen, eines jener armen edlen Geschöpfe mit dem reinen Herzen und der blutigen Hand, wie sie Rußlands Not aus seinem besten Menschenmaterial macht, eine, die sogar sie, die verkappte Feindin, lieben und schätzen gelernt, die gesinnungsfromme Frume Frumkina zu ihrem Gang gegen den damals den Vaterlandsretter spielenden blutigen Reinbott; dieselbe Frume Frumkina, die sich vor Jahr und Tag mit einem Fruchtmesser auf den Oberst Gendarmerieobersten Rovitzki stürzte. (Sagt das nicht alles, wie dieses Mädchen war?). Sie rüstet sie, redet ihr Mut zu, küßt sie, gibt ihr wie ein Seelensorger, wie eine Mutter Trost, während sie schon die Häscher bestellt hat, die auf sie unten warten und sie zum Attentatplatz begleiten. Und bald darauf wird die Freundin gehängt, die noch bis zum letzten Augenblick sich heldenhaft gehalten, und die vielleicht noch einen letzten dankbaren Gruß ihrer geliebten Genossin Sinaida geschickt. Vielleicht wird noch nachgewiesen werden, daß jenes Attentat von der Shutschenko inspiriert war, damit sie sich vor ihrem angebeteten Machthaber auszeichnen könne, obschon sie behauptet, daß sie keine Provokateurin war, daß sie sich passiv verhielt. Selbst wenn dies wahr ist, so tut es nichts zur Sache. Zur Passivität greifen geschickte, gefährliche Lockspitzel, weil sie dadurch stets den Verdacht am besten verhindern; so hat auch der temperamentvolle, eifrige Asew als unersättlicher Provokateur par excellence immer wieder Verdacht heraufbeschworen, während die viel geriebenere, raffinierte Shutschenko hoch über allen Zweifeln stand. In ihren Tricks gehörten ihre konsequent gespielte mütterliche und kameradschaftliche Güte und Fürsorge, Treuherzigkeit, Vertrauensseligkeit, süße Briefe, süße Reden.

Und als vor kurzem das Comité der Sozialrevolutionäre in Moskau, wo sie sich damals aufhielt, die anonyme Mitteilung bekam, daß in seiner Mitte sich ein weiblicher Lockspitzel befinde, fiel der Verdacht auf Tunja Lapina, eine der Idee enthusiastisch ergebene Revolutionärin, die aus Verzweiflung hierüber sich kurzerhand erschoß, während der Liebling Sinaida sich ins Ausland zurückzog. Sie wendet sich nach Berlin, der Stadt der glaubwürdigen öffentlichen Meinung, der Stadt der reinen Kritik, der Kritik, die als unbestechlich gilt.